Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 38

Artikel: Der Fleck auf Seite 21
Autor: Kalenter, Ossip
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751963

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Fleck auf Seite 21

VON OSSIP KALENTER

Den Holländer und die Spanierin hatte der Witz einiger Franzosen sie getauft, während die Deutschen im Hotel sich damit begnügten, sie als «ungleiches Paar» zu registrieren, und die Engländer sie überhaupt nicht bemerkten. Bemerkenswert waren sie auch gar nicht; sie kamen pünktlich zu den Mahlzeiten, nahmen gewissenhaft an den Vergnügungen teil und fügten sich in allem dem Stile des Gstaader Hotels. «Ungleich» waren sie immerhin; — er: breit, frisch, urgesund, ein Mann in den Jahren, die man die besten nennt, weil es nicht mehr die guten sind; sie: klein, schmal und dunkel, ihre Haut wie durch Genuß von sehr viel Oel wächsern und durchscheinend trotz einer leichten Bräune. Ein «Paar» indessen war es durchaus nicht, zumindest kein legitimes, und Holländer er so wenig wie sie Spanierin. Vielmehr hatte man in ihm Herrn Lukas Grüter aus Hamburg zu erblicken, der gewöhnlich Zimmethölzer, Kaffee oder Kakao unterwegs hatte und dessen Familie sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen ließ (wenigstens behauptete es Herr Grüter). Sie hingegen war eine gewisse Mme. Saint-Alban, Margot, genannt Go, geboren zu Perpignan: eine stets nach der letzten Mode gekleidete, delikate kleine Person von nicht ganz zwanzig Jahren, die nach ihrer Scheidung unbeschwert von Hotel zu Hotel lebte und im Augenblick ihre Reize mit dem nom de guerre einer Frau Grüter krönte. Sie schienen restlos glücklich, und niemand hätte ihnen etwas Unfaires nachsagen können, bis eines Abends Madame allein zu Tisch kam. Herrn Grüters Platz blieb leer, und die Franzosen plädierten für eheliche Szene.

Frau Saint-Alban war eine Nüance wächserner als gewöhnlich. Was fiel diesem Herrn Lukas Grüter ein, sich in sein Zimmer einzusperren und um keinen Preis zu öffnen, nichtssagende Bemerkungen herauszurufen und in gereiztem Tonfall zu bitten, man möge ihn in Ruhe lassen? Frau Saint-Alban fand sein Benehmen unqualifizierbar. Mit wunderbarer Grazie und undurchdringlich hochmütigem Gesicht zerlegte sie den Fisch, als ein Chasseur ihr meldete, Monsieur ließe bitten. Sie war viel zu sehr Französin, um den Burschen und seinen schäbigen Auftraggeber einer Antwort zu würdigen, und viel zu neugierig, um sich nicht vorzunehmen, trotzdem zu kommen. Sie aß perfekt das Diner zu Ende, mit unendlicher Langsamkeit, nahm in der Halle noch Kaffee, rauchte und stieg schließlich lässig verträumt die Stufen zu Grüters Gemach hinan.

Entgegen seiner sonst rosigen und ruhigen Beschaffenheit fand sie Herrn Grüter im Zustand bleicher Nervosität. Er empfing sie mit jener Feierlichkeit, die nichts Gutes verheißt. Ernst und gemessen nahm er ein Buch aus einem Koffer («Herbstrosen, Roman von Anna Ritterfeld» stand darauf), zeigte es ihr und fragte, ohne loszulassen:

«Hast du es in Händen gehabt?»

Frau Saint-Alban verstand ganz gut deutsch; besser fast, als sie sein Schulfranzösisch verstand, das er ihr zu Ehren anfangs ausgekramt hatte. Für alle Fälle sagte sie:

«Nein.»

«Wirklich nicht?»

Herr Grüter hatte eine Art, zudringliche Fragen zu stellen, die ihr schlechterdings unerträglich war.

«Wirklich nicht», antwortete sie sachlich kühl.

Aber Herr Grüter war damit lange noch nicht zufrieden.

«Ich bitte dich inständig», sagte er und sah schrecklich dabei aus, «ich bitte dich flehentlich, liebe Go, sag mir, ob du das Buch in Händen gehabt hast!»

«Was liegt daran?»

«Unendlich viel liegt daran ... Alles ... Mein ganzes weiteres Leben hängt davon ab ...»

«Davon, ob ich ein Buch in Händen gehabt habe oder nicht?»

«Kannst du es beschwören?» fragte Herr Grüter und fügte, um sicher zu gehen, hinzu: «... jurer ...»

Er ist verrückt geworden, dachte sie, und freundlich harmlos, wie man zu Irren spricht, sagte sie: «Was hast du eigentlich? Ist dir nicht gut, mon chéri?»

Herr Grüter erwiderte dumpf:

«Was geschehen ist und noch geschehen wird, kann ich dir jetzt nicht erklären. Später vielleicht. Wenn ich etwas über den Dingen stehe. Im Augenblick bin ich wie vor den Kopf geschlagen. Ich glaube —» und er preßte die Fäuste gegen die Schläfen — «ich verliere noch den Verstand.»

So wenig, wie sie selber sich Illusionen über Herrn Grüter und seinen Gemütszustand hingab, so wenig wollen wir uns Illusionen hingeben über diese stets nach der letzten Mode gekleidete, delikate kleine Frau Saint-Alban und ihren Charakter und werden weder erschrecken, noch auch so tun, wenn wir sie unvermittelt, doch keineswegs unlogisch ausrufen hören:

«Mon chéri ... ich brauche Geld ...»

Mit einem süßen Blick aus ihren langbewimperten, braunen Augen sagte sie das, leis und zart; worauf man Herrn Grüter, wie in idealen Filmen, ein Scheckbuch zücken sah.

«Bares ...», hauchte Go aus Perpignan.

«Dann kann ich dir nicht mehr geben als das ...»

Es waren tausend Schweizer Franken.

Armer Kerl! dachte Go gerührt. Er hat wirklich den Verstand verloren.

Für verrückt hielten ihn tags darauf auch die Hotelangestellten. Auch ihnen, einem nach dem anderen, hatte er das Buch gezeigt und auf Ehre und Gewissen die Frage vorgelegt, ob sie es in Händen gehabt.

Gegen Abend, ehe sie zu Tisch ging, klinkte Frau Saint-Alban an der Tür, die ihr Appartement mit dem Grüters verband. Sie war noch verschlossen. Nichts rührte sich.

Am nächsten Morgen war Herr Grüter abgereist. Wohin? Frau Saint-Alban, die, um sich dem Stile des Hotels auch weiterhin zu fügen, nicht aufhören wollte, seine Frau zu sein, beschloß, sich zu orientieren. Monsieur sei abgereist, flüsterte man, nach einer schrecklichen Nervenkrisis. Den «Abfall der Niederlande» hatte diese Abreise eine junge Amerikanerin genannt, die ihrer nahezu transparenten Fleischlosigkeit und hektischen Exaltiertheit wegen das «Tuberkelchen» hieß und trotz der Warnung ihrer puritanischen Begleitung gern saß, wo die Spötter sitzen. Nach Hamburg war Herr Grüter gefahren, erfuhr Frau Saint-Alban, und hatte — welch treusorgender Gatte! — auf vier Wochen ihr Appartement vorausbezahlt.

Die vier Wochen waren zu Ende und Madames kokette Koffer mit zwei britischen Offizierskoffern nach Montreux abtransportiert, als für Frau Grüter ein Brief aus Hamburg eintraf. Da die eidgenössische Post nicht so leicht etwas für unbestellbar erklärt, ging er für alle Fälle «p. a. Mr. Algernon McBride» nach Montreux, wo er der Adressatin, die sich mittlerweile in die Mme Saint-Alban zurückverwandelt hatte, die sie eigentlich auch nicht war, durch Herrn McBride zum Frühstück überreicht ward und zunächst einmal einige Tage liegen blieb.

An einem zartblauen Nachmittag auf der Hotelterrasse am See entschloß sich Frau Saint-Alban, da ihr nichts Besseres einfiel, den Brief zu lesen.

«Liebe Go», stand da, «Du wirst Dich wundern ...»

Frau Saint-Alban suchte mit geübtem Blick das Ende des Abschnittes und begann den nächsten, der mit «Nun will ich Dir alles erzählen» anfing.

Herr Grüter hatte eine äußerst glückliche Ehe geführt. Minnie, seine Frau, hatte ihm die kniflich raffiniertesten Hamburger Saucen bereitet, für die er eine Schwäche hatte, und er ihr die dunkel okkultesten spiritistischen Séancen verschafft, die ihre Schwäche waren, und in einer schönen Stunde hatten beide sich gelobt, wer von ihnen zuerst stürbe, solle, wenn es ein Leben nach dem Tode gäbe, dem anderen ein Zeichen machen. Der Himmel hatte «zum Scheiden sie, zum Bleiben ihn erkoren». Er war untröstlich. Fürs erste nahm er sich vor, gar kein Zeichen abzuwarten, sondern sofort ihr zu folgen, wohin es sei. Doch hielten ihn von ungefähr die Dinge des gemeinen Lebens noch auf, hemmten ihn und verzögerten sein Vorhaben, bis sie ihn schließlich völlig gefangen nahmen und er, verstrickt in ihre feinen Netze, nicht mehr herausfand. Seine Tage vergingen im Geschäft, seine Abende verbrachte er müde, abgespannt in seinem Haus, hielt traurig einsame Monologe und stumme Zwiegespräche mit der Verstorbenen. Und wartete, wartete auf Antwort. — Die Jahre linderten seinen Schmerz. Allmählich kehrte er in die Welt zurück, doch ohne daß er vergaß, ohne daß er zu warten aufhörte. Es kam die Zeit, wo er wieder mit Freunden zusammentraf, Theater besuchte, kleine Reisen machte. Es kam die Zeit, wo er, um «auszuspannen», nach St. Moritz fuhr, daselbst Madame kennen lernte und mit ihr ins Berner Oberland übersiedelte, nach Gstaad. Da, als er in jedem Sinne sich am weitesten von der Toten entfernt hatte, erreichte ihn das Zeichen.

«In einem Buche, das mich seit Minnies Tode nicht mehr verlassen hatte», schrieb Herr Grüter, «in ihrem Lieblingsbuche, war eines Tages ein geheimnisvoller, unerklärlicher Fleck: schwarz, pechschwarz, wie von einem erdigen Oele, und mit einem bräunlichen, ins Gelbe gehenden Hof umgeben; und das durch mehrere Seiten, so daß der Fleck, dessen Zentrum auf Seite 21 lag, nach auf Seite 15 und 26 sichtbar war. Noch nie habe ich einen derartigen Fleck gesehen. Kein Zweifel: er war von Geisterhand! In meiner lächerlichen Skepsis erwog ich zunächst die natürliche Entstehung: Tinte. Aber Tinte konnte es nicht sein. Tinte gibt andere Flecken. Und wer sollte Tinte in ein Buch gegossen haben, das ich stets im Koffer verwahrte? Ich fragte erst dich, dann alle Hotelangestellten, ob sie das Buch in Händen gehabt. Welchen Grund solltet Ihr haben, es abzuleugnen? Heute steht für mich fest: es ist das langersehnte Zeichen. Die Geisterwelt ist nicht verschlossen. Ich habe namhafte Okkultisten gesprochen und den Fleck auf seine Substanz untersuchen lassen. Man sagte mir ...»

Frau Saint-Alban übersprang abermals einen Abschnitt, weil es sie drängte, den Ausgang dieser Bekenntnisse zu erfahren.

«Heute verträgt es sich nicht mehr mit meinen Ansichten, das Leben wegzuwerfen», erklärte Herr Grüter, und Frau Saint-Alban atmete erleichtert auf. «Ich bleibe. Und es wird mir leicht, zu bleiben. Wie nah oder wie fern es auch sein mag: es gibt ein Wiedersehen. Die Abende verbringe ich wieder allein in meinem Hause, doch meine Zwiesprache ist nicht mehr stumm. Ich spreche mit Minnie, und sie gibt mir Antwort. Ich habe gebeichtet, und sie hat verziehen. Zum erstenmal fühle ich, was es heißt, ewig zu lieben ...»

Nachdem sie den Brief gelesen, der sie weit mehr interessiert hatte, als sie erwartet, wurde Frau Saint-Alban nachdenklich.

Seltsam, in unseren Tagen noch eine Amour-Passion zu finden, wenn auch von religiösem Wahn verbrämt. Aber war Liebe nicht Religion? War Liebe nicht Wahnsinn? Liebe über den Tod hinaus: was für ein tolles Märchen ... Und mit einemmal unruhiger, dachte sie: Eigentlich müßte ich ihn aufklären, solche Irrtümer sind zu ernst, als daß man sie auf sich beruhen lassen könnte ...

Eines Abends in Gstaad — Herr Grüter saß, wie gewöhnlich, im Smoking bereits in der Halle —, als sie sich beim Ankleiden langweilte, war ihr eingefallen: er bewahrte im Koffer ein geheimnisvolles Buch. Sie kramte es aus, nahm es mit an den Toilettentisch und las ein Stück vom Schluß, ein Stück aus der Mitte und schließlich ein Stück vom Anfang. Sie verstand weder was sie las, noch fand sie es sonderlich amüsant. Zwischendurch vervollkommnete sie ihre Toilette. Das Fläschchen mit der Wimperntusche stand offen neben dem Buch, und damit entstand der Fleck: sie schüttete es um. Auf Seite 21. Eine andere Frau hätte vielleicht Reparationsversuche gemacht. Madame jedoch klappte das Buch zu und legte es an den Ort zurück, an dem sie es gefunden. Der geheimnisvolle, unerklärliche Fleck, schwarz, pechschwarz, wie von einem erdigen Oele, mit dem bräunlichen, ins Gelbe gehenden Hof, wie Herr Grüter noch nie einen gesehen hatte, war von fetter Wimperntusche. Und gelogen hatte sie aus Bequemlichkeit, weil die Wahrheit so umständlich war.

Sollte sie ihn aufklären? Frau Saint-Alban riet hin und her. Aber gerührt, sentimental, um einer toten Frau, um einer Amour-Passion willen und überhaupt ließ sie es schließlich bleiben, zerriß langsam, spielerisch Herrn Grüters Brief in kurze und kleine Stücke und warf ihn in den See.

Die ersten feinen Nebel stiegen.

Frau Saint-Alban fröstelte.

Haben Sie Talent zum Kriminalisten?

Die Lösung zu Fall 17: Die gestohlenen Violinen.

Fortsetzung von Seite 1211

Die Tatsache, daß der Dieb mit den Verhältnissen in den Schulen so genau Bescheid wußte, daß ihm der jeweilige Aufbewahrungsort und der Schulbetrieb offenbar sehr geläufig war, legte den Kriminalkommissaren den Schluß nahe, daß es sich um einen aus dem Schulbetrieb kommenden Mann handeln mußte. In Frage kamen daher frühere Lehrer oder Schuldiener, die aus irgendeinem Grund auf Abwege geraten waren. Die Kriminalkommissare forschten nach solchen Existenzen und fanden auch einige, denen die Diebstähle zugetraut werden konnten. Diese Verdächtigen wurden von nun an streng überwacht. Einer von ihnen, ein wegen Unregelmäßigkeiten entlassener Schuldiener, wurde hierbei auf frischer Tat ertappt. Er arbeitete mit einigen Hehlern so geschickt zusammen, daß die Verwertung und Veräußerung der gestohlenen Violinen völlig unsichtbar und unauffällig vor sich gegangen war.

Geschehen im Jahr 1914 in Berlin.